

(Nachdruck verboten.)

## 14) Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Kesler zog die Stirn in Falten. „Ich möchte wissen, ob Du mich für einen anständigen Menschen hältst,“ fragte er. „Sonst würde ich nicht mit Dir an einem Tisch sitzen.“

„Nun gut, dann verlange ich auch, daß Du zu mir Vertrauen hast.“

„Ich fürchte aber, daß Du Dich von Deinen Ideen fortreißen läßt. Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht läßt Du eine Verantwortung auf Dich, die ungeheuer ist, stürzt Du Dich in ein Unternehmen, das Dich verschlingen kann.“

„Herr Gott, Drenkwitz, wenn Du nur nicht ein solcher Bedant wärst. Es muß Dir doch einleuchten,“ fuhr er überredend fort, „daß der Gedanke, hier ein Theater zu bauen, glänzend ist, wenn so gerissene und gewiegte Kaufleute ohne einen Pfennig Anzahlung den Grund und Boden hergeben wollen.“

„Das ist für mich gar kein Beweis,“ antwortete Drenkwitz kühl. „Diese Leute haben eine ungeheure Bodensteuer zu entrichten und wollen sie auf Dich abwälzen. Was kann ihnen passieren? Kannst Du ihnen den Grund und Boden forttragen? Du kannst verfrachten; sie sind in jedem Falle durch die erste Hypothek gesichert.“

Kesler wurde ärgerlich. „Mit Dir ist nicht zu reden. Du verstehst weder was vom Bauhandwerk noch vom Theater. Du hast von beiden Dingen keinen Schimmer. Das Theater ist das glänzendste Geschäft, und zu bauen vermag unter den heutigen Verhältnissen kein Mensch anders, als ich es beabsichtige. Im übrigen haben die Leute noch gar nicht an mich verkauft. Wenn ich erst so weit wäre!“ schloß er seufzend.

Drenkwitz ließ sich nicht überzeugen. Und in warnendem Tone sagte er: „Gerade weil ich Dein Freund bin, wiederhole ich immer wieder: Laß die Hände davon. Du wirst sehen, Du brockst Dir eine böse Suppe ein.“

„Drenkwitz, das ist ein wohnsinniges Vorurteil. Wollte ich auf Dich hören, so würde ich zum Verbrecher werden.“

„Das ist doch eine etwas kühne Behauptung,“ entgegnete der Staatsanwalt von Drenkwitz und lächelte dabei ironisch.

„Es ist mein voller Ernst,“ beteuerte Kesler. „Ein Mensch, der nicht Gelegenheit hat, seinen Tätigkeitsdrang zu befriedigen, der mit Projekten und Plänen vollgepfropft ist und danach hungert, sie in Wirklichkeit umzusetzen, muß auf Abwege geraten, wenn er überall Hemmungen und Widerstände findet und seine Ideen nicht zu verwirklichen vermag. Und ich begreife nicht,“ setzte er erregt hinzu, „daß ein so gescheiter Mensch, wie Du, hierin völlig versagt. Ich bin,“ schloß er mit einem verzweifelten Gesichtsausdruck, „ein Gefäß, das bis zum Ueberlaufen voll ist. Ich brauche dringend eine —“

Er kam nicht weiter. In diesem Augenblick trat Steinert mit einem kleinen, sehr elegant aussehenden Herrn an den Tisch.

„Ah, da sind Sie ja, Baumeister! Das ist schön, daß wir Sie treffen!“ sagte er und warf gleichzeitig einen flüchtigen und verständnisvollen Blick auf Drenkwitz.

Der Staatsanwalt erhob sich sofort und machte Miene, sich zu verabschieden.

„Ich bitte Dich, bleibe,“ sagte Kesler flüsternd, in dringlichem Tone, „mir liegt ungeheuer viel daran, daß Du Dir die Leute hier ein wenig ansiehst.“ Und bittend fügte er hinzu: „Du weißt, welsch' einen Wert ich auf Dein Urteil lege.“

„Ich mache gute Miene zum bösen Spiel,“ antwortete Drenkwitz; „gern tue ich es nicht.“

Die beiden Herren hatten abgelegt und Steinert stellte Herrn Direktor Lammfromm vor, während Kesler die Bekanntschaft mit dem Staatsanwalt von Drenkwitz vermittelte.

Man machte eine ganze Weile nur allgemeine Redensarten, bis Steinert unruhig wurde und mit einem raschen Sprunge, ohne Uebergang, das Gespräch auf das Theater brachte.

„Die Sache ist also die,“ sagte Lammfromm, „daß Sie, Herr Baumeister, unseren Grund und Boden, auf dem Sie Ihr Theater errichten wollen, ohne Anzahlung zu erwerben

wünschen. So wenigstens habe ich Herrn Steinert verstanden.“ Und als Kesler nickte, fuhr er fort: „Nun gut, ich stehe Ihrem Projekt nicht unfreundlich gegenüber. Ich möchte allerdings die Bürgschaft haben, daß Sie — ich bitte meine Offenheit nicht falsch zu deuten — über die Mittel verfügen, um ein solches Niesenunternehmen durchzuführen. Denn nur unter dieser Voraussetzung könnten wir es riskieren, Ihnen das Terrain ohne Anzahlung zu überlassen. Sie werden mir zugeben,“ schloß er, „daß in jedem Falle unser Entgegenkommen ein außergewöhnliches ist.“

Kesler war von der feierlichen Art des Kaufmannes unangenehm berührt, er ließ sich jedoch nicht im mindesten verblüffen.

„Ich bin selbstverständlich in der Lage, diesen Nachweis zu erbringen,“ erwiderte er kühl. „Im übrigen erkenne ich die Kulanz Ihrer Bedingungen ohne weiteres an, ich muß indessen betonen, daß mir das Nachbargrundstück ebenfalls ohne Anzahlung angeboten wurde.“

„Das habe ich Herrn Lammfromm bereits gesagt,“ fiel Steinert lebhaft ein.

Kesler gab sich den Anschein, als ob er diese Worte überhörte.

„Möchtest Du mir nicht eine Zigarre geben,“ wendete er sich an den Staatsanwalt. „Danke sehr!“ Er rauchte sie langsam an.

In voller Absicht richtete er während dieser Viertelstunde auffallend oft das Wort an Drenkwitz. Er hatte das Bestreben, sein Duzverhältnis mit dem Staatsanwalt klar und deutlich zu betonen. Er hatte sofort an der Miene des Direktors erkannt, daß Drenkwitz' bloße Anwesenheit außerordentlich auf ihn wirkte. Steinert hatte recht gehabt.

„Sie mühten sich allerdings sehr rasch entscheiden, ob Sie auf unsere Offerte eingehen,“ nahm der Direktor das Wort wieder auf. „Wir drängen gewiß nicht, aber nachdem ich soeben gehört habe, daß Sie noch mit anderen in der Richtung verhandeln, müssen wir auf eine rasche Abwicklung doppelten Wert legen.“

Hierbei zwirbelte er seinen sorgfältig gepflegten Schnurrbart noch mehr in die Höhe und lächelte verlegen.

Drenkwitz erhob sich. „Ich muß gehen,“ sagte er entschlossen, „ich habe keine Zeit mehr.“

Er verabschiedete sich kurz und eilte nach Hause. Kesler war es nur angenehm, daß er sie jetzt verließ.

Sein Freund hatte während der letzten fünf Minuten ein so hochnotpeinliches Gesicht aufgesetzt, daß ihm angst und bange geworden war.

„Ein sehr scharfer Kopf,“ sagte Lammfromm; „ich habe neulich ein Plaidoyer von ihm gelesen, das nicht von Pappe war. Unter dessen Hände möchte ich nicht geraten.“

„Er hat unzweifelhaft eine große Karriere vor sich,“ antwortete Kesler. „Uebrigens ist er ein durch und durch vornehmer Mensch. Ich bürgte für ihn; er ist einer meiner besten Freunde.“

„Ich habe nicht das mindeste gegen den Herrn Staatsanwalt sagen wollen,“ entschuldigte sich Lammfromm. „Uebrigens, um auf etwas anderes zu kommen, so bemerke ich, daß im Direktorium große Widerstände zu überwinden waren, ehe man sich mit dem Gedanken vertraut machte, Ihnen das Grundstück für Ihre Zwecke zu überlassen.“

Kesler fühlte, wie eine dumpfe Freude über ihn kam, die ihn beinahe lähmte. Aha, dachte er, es ist also so gut wie sicher, daß ich bauen werde. Diese Gewißheit hatte für ihn etwas Beseligendes. Hinter ihr verschwanden alle seine Bedenken. Laut aber entgegnete er: „Ich verpflichte mich, sobald Ihre Offerte vorliegt, Sie umgehend von meiner Entscheidung zu benachrichtigen.“

Es entstand eine kleine Pause, ehe Lammfromm, mit den Augen ein wenig zwinkernd, wieder begann:

„Ich gestehe ganz offen, daß ich ein großer Theatermann bin und eine große Freude hätte, wenn das Projekt zustande käme. Allerdings leiten mich außerdem noch persönliche Motive. Ich habe da eine kleine Freundin, die in Lübeck engagiert ist und gern nach Berlin möchte. Sehr talentvolles Mädchen! Gefällt in Lübeck riesig. Ich würde großen Wert darauf legen, daß sie für das neue Theater engagiert würde.“

In diesem Augenblick kam sich Kessler bereits als Herr der Situation vor. Bevor noch ein Stein von dem Theater stand, wurde er bereits um seine Protektion gebeten.

„Herr Direktor, ich stehe Ihnen zu Diensten. Vorausgesetzt natürlich, daß Herr Steinert, der die artistische Leitung übernehmen wird, damit einverstanden ist.“

Steinerts kleine Augen leuchteten wie im Fieber. Seine erregten Züge waren wunderbar verzerrt. Er fuhr mit zitternder Hand beständig über seine Stirn und strich sich die grauen Haare zurück.

„Ich sagte Ihnen ja schon, das wird selbstverständlich gemacht. Eine Liebe ist der anderen wert!“

Lammfromm zog die Uhr. „Ich muß jetzt ebenfalls gehen,“ sagte er. „Ueber die Präliminarien sind wir uns ja einig.“

Der Oberkellner half ihm in den eleganten Ueberzieher, er zog die hellbraunen Glacés an und setzte seinen tadellosen Zylinder auf.

Steinert sah in dem abgeschabten Mantel, den zerknitterten Filzhut zwischen den Händen hin und her drehend, wie ein heruntergekommener Glücksritter aus. Aber die Siegesfreude, die in seinen Augen glänzte, ließ, in dieser Stunde wenigstens, die Armseligkeit seiner äußeren Erscheinung vergessen. Das dünne, halb verhungerte Männchen dünkte sich wie ein Imperator . . .

In gehobener Stimmung verabschiedete man sich . . .  
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Anten und oben.

Zwei Szenen von Ernst Preczang.

(Personen: Kranold, Besitzer einer kleinen Fabrik. — Hegner, ein Arbeiter. — Sandow, erster Buchhalter bei Kranold. — Sophie, Kranolds Tochter.)

### I.

Unten. Arbeitszimmer Kranolds.

Kranold (sitzt an seinem Schreibtisch, als Hegner eintritt): „Na, Hegner, was bringen Sie Schönes?“

Hegner: „Ich möcht' gern mal 'n Wort mit Ihnen reden, Herr Kranold.“

Kranold: „Schließen Sie los!“ (Blickt ihn forschend an.) „Es ist doch nichts im Betriebe —?“

Hegner: „Ree Ich komm' meinetwegen.“

Kranold (abnungsvoll): „Ich habe wenig Zeit, Hegner.“

Hegner: „Bloß 'n paar Worte; es ist um 'ne Zulage.“

Kranold (lehrt seinen Drehschmel mit einem Rud zu ihm): „Zulage? Zulage? Wieso denn?“

Hegner: „Ich mach' Hochzeit.“

Kranold: „Hochzeit? Was, zum Teufel, fällt Ihnen denn ein, Hegner?“

Hegner (zuckt die Achseln): „Man muß schon mal.“

Kranold: „Muß? Wieso — muß? Wer zwingt Sie dazu? Ich will doch nicht hoffen —?“ (Sieht ihn streng an, Hegner schüttelt lächelnd den Kopf.)

„Na also, was soll denn das? Ich liebe das ganz und gar nicht bei meinen Leuten. Wissen Sie doch! Das erste ist — Zulage! Wie Figura zeigt! Und dann immer wieder: Zulage! Bei jedem Kind: Zulage! Ja, zum Rudud, ich bin doch nicht dazu da, um Eure Göttern zu füttern! — Jetzt kommen Sie auch noch! (Steht auf, legt Hegner eine Hand auf die Schulter.) Hegner! Ich hab' Sie stets für einen vernünftigen Mann gehalten! Au' machen Sie solche dumme Geschäfte.“

Hegner (lacht): „Wieso dumm?“

Kranold (ungebuldig): „Na, mein Gott, jede Heirat ist doch quasi 'n dummer Streich.“

Hegner (lachend): „Das sind so Ansichten, Herr Kranold. Sie sind doch auch —“

Kranold (erbost): „Ja, ich bin auch! Und hab' meine schwere Sorge davon! — Weiben Sie ledig, Mann!“

Hegner: „Ich hab' das Schlafwunderspielen satt. Außerdem ist das Aufgebot bestellt. Jetzt will ich's mal auf die andere Art versuchen.“

Kranold (läßt sich resigniert nieder): „Also dann — versuchen Sie! Meinetwegen. Ich lege Ihnen keine Hindernisse in den Weg. Gott bewahre! Wo werd' ich!“

Hegner: „Ich krieg' also meine Zulage?“

Kranold (dreht sich mit einem Rud um): „Wer sagt das?“

Hegner: „Ohne dem geht's nicht.“

Kranold (eifrig): „Ich kümmere mich grundsätzlich nicht um die Privatangelegenheiten meiner Leute. Jeder muß ja die Konsequenzen seines Handelns allein tragen.“

Hegner: „Ganz recht. Jedenfalls kann ich als Verheirateter mit meinem jetzigen Lohn nicht auskommen. (Pause.) Na, es bleibt mir also weiter nichts übrig, als —“

Kranold (schnell einfallend): „Wieviel haben Sie?“

Hegner: „Vierundzwanzig Mark die Woche.“

Kranold (schnell auf): „Damit können Sie nicht auskommen?! Mann, das sind ja über zwölfhundert Mark im Jahre. Hören Sie mal! (Setzt sich.) Verschwendend unterschätze ich nicht.“

Hegner (gleichmütig lachend): „Verschwender ist jut, Herr Kranold.“

Kranold: „Ander kann man es kaum bezeichnen. Vier — und — zwanzig — Mark! Und nun Zulage! — „Zulage!“ Wenn ich das Wort schon höre!“

Hegner: „Ja, die Frau will auch essen.“

Kranold: „Was geht das mich an! Ich hab' doch mit Ihrer Frau gar nichts zu tun! Außerdem — kann sie ja. Recht gut kann sie da mitessen — von vierundzwanzig Mark! Da lassen sich noch drei, vier Kinder von ernähren. Sehn Sie, da ist der Mann, der Hausdiener. Achtzehn Mark und — sechs Kinder! Sechs! Haben Sie den Mann schon 'mal klagen hören?“

Hegner: „Sehr!“

Kranold (erstaunt): „So? (Nachdenkliche Pause.) Na, jedenfalls geht es. Er — lebt!“

Hegner: „Aber wie! Und die Wohnung sollten Sie 'mal sehn! Stube und Küche für acht Personen!“

Kranold (ironisch): „Damit geben Sie sich natürlich nicht zufrieden, he?“

Hegner: „Rein. Ich hab' schon 'ne Wohnung gemietet: zwei Stuben. Klein sind sie ja man. Und die Küche (er breitet die Arme aus): wenn man sich so runderdreh, streift man beinahe alle Wände.“

Kranold: „Glauben Sie etwa, in den großen Zimmern ist das Glück zu Hause? (Er steht auf, legt wieder eine Hand auf Hegners Schulter. Väterlich-eligisch): Kennen Sie nicht das herrliche Wort unseres großen Schiller: Raum ist in der kleinsten Hütte? — Na ja, Sie lachen. Aber es liegt eine tiefe Weisheit in diesem Spruch. Wirklich! Oder fragt die wahre Liebe etwa nach dem Drum und Dron? Niemals! Und wenn Sie auch ein noch so komisches Gesicht machen, Herr Hegner, ich sag's Ihnen doch: auf einem ganz falschen Wege sind Sie, wenn Sie annehmen, das Glück sei in Neuherlichkeiten zu suchen. Ganz im Gegenteil — glauben Sie mir, ich habe Erfahrung darin! — man kann sagen, daß die Sorge im quadratischen Verhältnisse zur Größe des Haushalts steht! Man kann sagen: der Weise schraubt seine Bedürfnisse auf ein möglichst niedriges Maß herab. Je weniger er braucht, je weiser ist er. Denken Sie an Diogenes! Ein Philosoph — und lebte in einer Tonne! In einer Tonne! Und Sie beginnen — beginnen! — mit zwei Stuben! Wenn Sie Ihre Verhältnisse gleich auf so großen Fuß stellen, müssen Sie natürlich mehr verdienen — für Ihren Hauswirt nämlich! Ist das weise? Und die Folge? Alle Ihre Ansprüche wachsen. Waschen und waschen! Ihre Einkünfte halten nicht Schritt, können nicht Schritt halten, wenn Ihr Arbeitgeber sich nicht ruinieren soll. Resultat: Der Hausfriede, das Familienglück sind zerstört! Nein, lieber Freund, dazu bietet ich meine Hand nicht! Fangen Sie klein und bescheiden an, strecken Sie sich nach der Dede — und Sie haben das Geheimnis eines glücklichen Lebens entdeckt. Ihre Stellung wird und soll sich mit der Zeit verbessern — gewiß, warum nicht? Sie sind ein tüchtiger Mensch und werden sich herausarbeiten. Aber — langsam, allmählich, verstanden? Nicht in so gewaltsamen Sprüngen die Anforderungen an Ihren Arbeitgeber steigern! Alles muß organisch heranwachsen wie in der Natur! (Mit großer Anstrengung): Kurz und gut! Ich lege Ihnen eine Mark zu!“ (Setzt sich erschöpft.)

Hegner: „Unter drei geht's nicht —“

Kranold (schlägt mit der Faust auf den Tisch): „Das heißt —!“

Hegner: „Alles ist genau ausgerechnet.“

Kranold: „Soll ich Ihnen 'mal eine Rechnung aufmachen? Passen Sie auf —“

Hegner: „Danke. Es ist da so allerlei, was sich nicht vorhersehen läßt. Krankheiten können kommen oder sonst was.“

Kranold (ironisch): „I ja! Was passiert nicht alles in der Welt! Ihre Großmutter kann sterben, Ihr Onkel kann zu Besuch kommen — gewiß! O, es gibt soviel dumme Möglichkeiten, die Geld kosten. Auf die Weise bringen Sie's schon heraus. (Er erwartet eine zustimmende Antwort; sieht dann auf.) Also, Hegner, eine Mark —“

Hegner: „Rein. Drei. Oder ich kündige.“

Kranold: „Hegner! Mann, bedenken Sie Ihre zukünftige Frau! Wollen Sie um ein paar lumpiger Silberlinge willen Ihr Glück aufs Spiel setzen?“

Hegner: „Ich krieg' ja ein gutes Zeugnis von Ihnen. Damit findet sich denn schon was Besseres.“ (Will ab.)

Kranold: „Sie überlegen's sich noch, was?“

Hegner: „Oder Sie. Adieu.“ (Ab.)

Kranold (für sich): „So ein verfluchter Kerl!“ —

### II.

Oben. Salon in Kranolds Wohnung.

Kranold: „Nun, mein lieber Herr Sandow, was führt denn Sie in so feierlichem Aufzuge zu mir? Sie sehen ja aus wie ein frischgebadener Bräutigam! Ach so, ich verstehe: Sie wollen mir gewiß Ihre Verlobung ankündigen —?“

Sandow (verwirrt): „Ja, das heißt . . . Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich — wenn ich —“

Kranold: „Nun?“

Sandow: „Vermutlich wissen Sie bereits, daß ich — daß ich —“

Kranold: „Keine Ahnung!“

Sandow (mit verzweifelter Anstrengung): „Herr Kranold, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter!“

Kranold (schnell auf): „Herr, Sie sind wohl —! (Bestimmt sich, wirft ihm wütende Seitenblicke zu und beginnt zu wandern.) Sophies Hand! (Weißt mit einem Rud vor Sandow stehen.) Wie kommen Sie dem bloß auf diesen — diesen utopischen Gedanken? Haben Sie geträumt oder hat Ihnen eine alte Hexe geweissagt?“

Sandow (beleidigt): „Herr Kranold! Ich bin seit sechs Jahren Ihr erster Buchhalter! Schmeichle mir, Ihre Zufriedenheit und volles Vertrauen zu besitzen. Hab das Gymnasium bis Sekunda absolviert, bin also nicht ungebildet. Mein Vater war —“

Kranold (unterbricht ihn wütend): „Wozu erzählen Sie mir das? Bezweifle ich's? Ich möchte nur wissen, wo Sie den Mut hernehmen —“

Sandow: „Wir lieben uns.“

Kranold: „Wir? das heißt: Sie lieben.“

Sandow (verlegen): „Ja. Und Sophie liebt mich.“

Kranold (perplex): „Sophie! Er sagt Sophie! Herr, wie können Sie meine Tochter beim Vornamen nennen?“

Sandow (noch verlegener): „Wir duzen uns bereits.“

Kranold (steht erstarrt): „Was?!“ (Läuft zur Tür.) „Sophie! Sophie!“

(Schwüle Pause. Dann tritt Sophie ein.)

Sophie: „Da bin ich, Papa. Guten Tag, Herr Sandow.“

Sandow (vorwärts): „Sophie!“

Sophie (senkt verlegen den Kopf).

Kranold (betrachtet beide forschend): „Na ja. Es ist also wirklich —“

Sophie (stürzt auf ihn zu): „Wir haben uns so sehr lieb, Papa.“

Kranold (wehrt sie ab): „Halt!“ (Für sich): „Schöne Gesichte! — Heiraten wollt Ihr auch, was?“

Sandow: „Ja, wenn ich —“

Sophie: „Recht bald!“

Kranold (jedes Wort betonend): „Daraus — wird — nichts!“

(Erschrecken.)

Sandow: „Herr Kranold, Sie machen zwei Menschen unglücklich.“

Sophie: „Dief unglücklich.“

Kranold: „Papperlapapp! Romanphrasen!“

Sandow (mit zitternder Stimme): „Ich begreife wohl, daß ein gewisser Standesunterschied —“

Kranold: „Neben Sie kein Blech, Sandow. Auf den Standesunterschied pfeif ich. Ist mir ganz schnuppe —“

Sophie (verwundert): „Aber was —“

Kranold: „Warte. (Setzt sich und fordert das Paar ebenfalls dazu auf.) Also, ich nehme an, Herr Sandow, Sie haben eine Erbschaft gemacht.“

Sandow (erstarrt): „N—nein. Das leider nicht.“

Kranold: „Oder das große Los gewonnen?“

Sandow: „... Leider — nein. Aber ich spiele allerdings und —“

Kranold: „Und hoffen auf den Hauptgewinn. Kann ich mir denken. Aber Sie kriegen ihn nicht. Dazu sind Sie nämlich nicht dumm genug.“

Sandow (sieht befremdet auf).

Kranold: Sie haben sich die Sache vermutlich so vorgestellt, daß ich die Sorge für die projektirte Haushaltskasse übernehme, wie?“

Sandow (springt auf): „Herr Kranold!“

Kranold (winkt): „Gut. Also nicht. (Sieht beide omüßigt an.) Na, denn sagt mir mal, Kinder: Wovon wollt Ihr leben?“

Sandow: „Ich habe doch mein Gehalt!“

Sophie: „Er hat doch sein Gehalt!“

Kranold (ironisch): „Ach was, Gehalt haben Sie auch? Ich taziere — na, sagen wir als mindestens, mit dem sich ein bescheidener Haushalt bestreiten läßt — jechstausend —?“

Sandow (trotzig): „Sie wissen ganz gut, Herr Kranold, daß ich von Ihnen nur 2700 erhalte, trotzdem ich wiederholt —“

Kranold (winkt): „Pst. Das geht den Chef an. Unten im Bureau bitte. Hier haben Sie es nur mit Sophies Vater zu tun, was ich nicht zu verlegen bitte. Und als solcher sage ich Ihnen, Herr Sandow: in Luftschlößern kann man nicht wohnen! Dazu gehört eine gesicherte Wohnung mit festen Wänden aus Backsteinen. Haben Sie die?“

Sophie: „Papa, wir dachten, wenn wir zunächst drei oder vier Zimmer nehmen — in einem Vorort vielleicht —“

Sandow: „Gewiß. Das genügt uns vollkommen.“

Kranold: „So? Meinen Sie? Glauben Sie, ich liebe meine Tochter in einem so erbärmlichen Käfig zugrunde gehen? Wollt Ihr nicht lieber gleich in eine Bodenlammer ziehen, wo man (ironisch) den Sternen ja so nahe ist!“

Sophie: „Du spottest, Papa. (Sie umarmt ihn schmeichelnd.) Und doch hat ein großer Dichter das herrliche Wort gesprochen: Raum ist in der kleinsten Hütte —“

Sandow (mit leuchtenden Augen): „für ein glücklich liebend Paar!“

Kranold: „Schauerhaft! Laßt mich bloß mit diesen Sentimentalitäten zufrieden! Das ist ja albern! Das ist ja —“

Sandow: „Es ist Wahrheit. Wenigstens bei uns  $\frac{1}{2}$  es Wahrheit. Sophie und ich sind bereit, uns bis zum äußersten einzuschränken.“

Kranold: „Redensarten! Was heißt denn das: einschränken?“ Mit 2700 M. müßt Ihr hungern, pure hungern, sage ich Euch!“

Sandow: „Bedürfnislosigkeit ist die Tugend des Weisen!“

Kranold: „Quatsch! — Entschuldigen Sie.“

Sophie: „Wir haben alles genau ausgerechnet. Es blieben sogar noch 35 M. übrig im Jahr. Die sparen wir.“

Kranold: „Herzlich. O, Ihr —! Soll ich Euch mal eine Rechnung aufmachen? Die Haare stehen Euch zu Berge, wenn Ihr erfahrt, was ein Haushalt kostet!“

Sandow: „Ein großartiger allerdings.“

Kranold: „Nein! Ein bescheidener, einfacher, solider Haushalt! Dazu kommen allerlei Imponderabilien, die sich unmöglich vorher berechnen lassen. Es wird jemand krank oder dergleichen.“

Sophie: „O, wo wir so gesund sind! Nicht, Erich? Und vereint trägt sich alles, Papa.“

Sandow: „Geteilter Schmerz ist —“

Kranold: „Varnherzigkeit! Wollt Ihr mit Euren blödsinnigen Zitaten meine Zustimmung erfochten?“

Sandow (bedeutend): „Ich hoffe übrigens auch auf eine Besserung meiner Gehaltsverhältnisse. Mit der Zeit natürlich.“

Kranold: „Mit der Zeit! Bis Sophie graues Haar kriegt! Dann reicht's vielleicht. (Er erhebt sich, Sandow gleichfalls.) Nein, Kinder, schlägt Euch diese jugendliche Aegung aus dem Sinn. Du, Sophie, kannst Dich bereit halten, auf einige Monate Deine Tante in der Schweiz zu besuchen. Und Sie, Herr Sandow, erwarten inzwischen das große Los, wenn Sie es nicht vorziehen, Ihren Jertum in gesteigerter Geschäftstätigkeit zu vergessen.“

Sandow (steif): „Unten im Bureau, bitte. — Tröste Dich, Sophie, ich geb' Dich nicht auf! Schon morgen werde ich bei meinem Chef um eine bedeutende Gehaltserhöhung einkommen. Er muß zustimmen. Die trefflichen Argumente Deines Vaters werden ihn überzeugen.“ (Verbeugung. Ab.)

Kranold (perplex): „... So ein verdammter Kerl!“ —

## Kleines feuilleton.

gr. Vierfelderwirtschaft im Hausgarten. Ein Landpfarrer, dem zur Bestellung seines Gemüselandes wenig Dünger zur Verfügung steht, entwirft im „Prakt. Ratgeber“ im Obst- und Gartenbau einen Plan zur Bewirtschaftung dieses  $\frac{1}{2}$  Morgen großen Gartens. Er teilt das Land, dessen Boden aus sehr leichtem, etwas lehmigem Sand besteht, zu diesem Zwecke in vier gleiche Teile. Für jeden von ihnen ist ein regelmäßiger Fruchtwechsel auf eine Periode von vier Jahren vorgesehen. Erst im fünften Jahre wird auf jeden Teil wieder dasselbe gebaut, was er im ersten trug, und zwar werden natürlich auf den vier Quartieren in demselben Jahre verschiedene Früchte kultiviert. Kurzum, die Bewanung des Gemüselandes ist eine solche, die man in der Landwirtschaft als Vierfelderwirtschaft bezeichnet, wenn auch natürlich hier die Fruchtarten andere sind. Die vier Quartiere werden folgendermaßen bestellt. Das erste Quartier wird im Frühjahr frisch gedüngt mit Stallung, Laubdüngung, Kainit und Thomasmehl. Hier werden Kohl und Gurken gebaut, letztere ohne Beigabe von künstlichem Dünger. Das zweite Quartier, das im vorhergehenden Jahre wie das erste bewirtschaftet wurde und also in der Hauptsache den Kohl trug, erhält gar keinen Dünger, da es im Jahre vorher die Hauptmasse desselben bekommen hatte. Es wird mit Frühkartoffeln bebaut. Das dritte Quartier, auf welchem vorher die Kartoffeln geerntet hatten, wird im Herbst gut mit Dünger versehen, jedoch erhält es keinen künstlichen Dünger. Auf ihm werden Möberräben, Zwiebeln, Sellerie, Porree und kleine Sachen wie Spinat und Radieschen gezogen. Das vierte Quartier schließlich, welches im Jahre vorher wie das dritte bewirtschaftet wurde, bekommt im Winter Kainit und Thomasmehl, aber keinen Stallung. Auf ihm werden Erbsen und Bohnen gebaut, die als Sticksstoffsammler keine Zufuhr von Sticksstoff, wie er besonders reich in Stallung enthalten ist, nötig haben. Vielfach haben Arbeiter auf dem Lande verhältnismäßig große Gärten bei geringem Düngervorrat, den ihnen Ziege, Schweine und Geflügel liefern. Sie sind also in ähnlicher Lage und werden deshalb den Bewirtschaftungsplan des Pfarrers verwenden oder ihn wenigstens leicht ihren besonderen lokalen und persönlichen Verhältnissen anpassen können. Es ist eine bekannte Tatsache, daß manche Pflanze auch ohne Düngung noch ganz gut gedeiht, wenn sie an einen Platz gestellt wird, wo mehrere Jahre hindurch keine derselben Art gestanden hat. Diese Tatsache wird durch die Vierfelderwirtschaft systematisch berücksichtigt; durch den beständigen Fruchtwechsel wird der Düngervorrat sparsam ausgenützt. In dem erwähnten Garten gibt es dann noch besondere Beete für Küchenkräuter, Petersilie, Schwarzwurzeln, Kusseländer Spinat, Tomaten, während der Kohlrabi überall hin gepflanzt wird, wo gerade Platz ist. Der Kürbis wächst auf dem Komposthaufen, was allerdings weniger rationell ist, weil er diesem doch zu viel Kraft raubt. Das Beerennobst steht auf den Randbeeten der Hauptwege. Die hochstämmigen Obstbäume dagegen sind im Grabland verstreut und brauchen deshalb keine besondere Düngung. Erdbeeren fassen die inneren Seiten der Rand-

Geete ein. „Wie oft, so schlecht der Pfarrer seinen Artikel, hört man doch die Klage, daß der Garten nichts einbringt, aber ich habe bisher noch immer feststellen können, daß es am unrationellen Betriebe lag. Planmäßig bewirtschaftet, bringt auch bei schlechtestem Boden der Garten immer seinen Ertrag.“ —

**Theater.**

**Berliner Theater. Modell.** Lustspiel in vier Akten von Hermann Kätsch. — Vor ein paar Jahren debütierte Herr Kätsch mit einem Schauspiel „Fräulein Doktor“, in dem neben viel traditioneller Schablone doch ein gewisser Theaterspürsinn zutage trat. Die geschickt aufgebauten Szenen in dem Laboratorium wirkten auf der Bühne durch Neuheit des Milieus. Nichts Bedeutendes, immerhin doch ein paar kleine Ueberraschungen hätte man danach von dem neuen Stücke erwarten dürfen. Aber nur die Schablone, und dabei eine sehr ungelent gehandhabte Schablone ist übrig geblieben; überraschend war allein die Kraft, mit der ein großer Teil des Publikums die Langeweile durch hitzigen Applaus wegzudemonstrieren suchte. Wer nicht das Lustspiel, nur die Geräusche nach den Aktschlüssen gehört, hätte an einen wirklichen Erfolg glauben können. Es ist ein völlig zweckloses Kommen, Gehen und Reden der Personen. Keine Figur, keine Situation, aus der etwas herausgeholt wäre. Nicht einmal zu einer lustigen Anekdotenszene reicht die Erfindung. Der Dialog plätschert in farblosestem Papierdeutsch, da und dort durch mißglückte Witkattaden unterbrochen, hin. Die löbliche Tendenz gegen die Heuchelei „feiner“ Gesellschaftskreise, die ihren Gouvernanten-behüteten jungen Damen auch die verhänglichsten Kofletterien gerne nachsehen, aber pharisaisch über die Mädchen, die aus Not oder aus Liebe dem Künstler in seiner Werkstatt Modell stehen, die Nase rümpfen, entschuldigt nicht die Sünden im Dramatischen. Der junge Bildhauer, dessen obligate Genialität um so ungläubwürdiger erscheint, da seine hochgepriesene Statue der Musik leibhaftig auf der Bühne vor uns steht, vergißt, so wie sich ihm reiche Kommerzien bieten, im Handumdrehen das Lebendige, angebetete Urbild, die schöne Violinspielerin, die, daß er sein Werk vollenden könne, im leichtesten Gewande ihm posiert hat. Nach einem halbjährigen Stütz mit dem frivolen Millionärstöchterchen, das er porträtieren soll, kehrt er, als das erste Fräulein wegen ihres Modellsverbrechens von einem Feste ausgeschlossen wird, zu dieser zurück und verlobt sich feierlich mit ihr. Daneben läuft ein Don Juan, der an Physiognomielosigkeit das glückliche Paar womöglich noch übertrifft und ein in manchen Wendungen etwas besser geratenes Berliner Modellmädchen im Stütz herum. — Die Aufführung war mittelgut, hinter dem Niveau der sonstigen Lustspielaufführungen des Berliner Theater zurückstehend. — dt.

**Musik.**

Ballett, Leidenschaft, Teufelei, Unschuldseele, Karnevalstanz, Kirchenglocke, Fieberphantasie, Verführung, Gebet, Volksweise, Verzweigungsarie und abermals Ballett: das sind die urewigen Bestandteile der französischen und nebenbei auch der italienischen „großen Oper“. Und mit einer solchen hat uns nun das National-Theater bekannt gemacht. „Die Zauber-glocke“, vieraktige Oper von der bekannten Textfabrik Barbier und Carré, deutsch von Marion, Musik von Camille Saint-Saëns, wurde dort vorgestern (Dienstag) den Berlinern zum erstenmal vorgeführt. Der größere Teil des Publikums scheint nicht gewußt zu haben, wohin diese Welt von Himmel und Hölle tun, und der kleinere Teil scheint sie um so mehr abgelehnt zu haben, als man nicht gerade sehr alt sein muß, um die Welt überhaupt bereits gut zu kennen.

„Le timbre d'argent“, wörtlich: der Klang des Silbers, ist eines der frühesten Werke des jetzt siebzigjährigen berühmtesten Komponisten von Frankreich. Daß ein Mann von der Universalität des Saint-Saëns das scheinbar universalste Ding der Welt, die große Oper, sozusagen im kleinen Finger hat, kann man sich denken. Der Komponist ist nur nicht dies, sondern auch Dichter, Naturforscher, Musiktheoretiker usw. Als Komponist hat er so ziemlich jeglicher Gattung von Musikern Werke geliefert, nach denen diese gern greifen, weil darin sowohl ein wirkliches künstlerisches Wesen, wie auch genügend äußerliche Wirksamkeit, dankbare Partien und dergleichen stecken. Seine symphonischen Dichtungen stehen wohl als anerkannte Eigenartswerte obenan. Innerhalb seiner sonstigen Schöpfungen steht er, wie uns scheint, dort am höchsten, wo es besondere Tänze und dergleichen zu komponieren gibt. Auch die leidenschaftliche Kraft, wie sie eben für die Bühnenwirksamkeit am Platze ist, besitzt er. Sonst aber denkt man unwillkürlich an Meyerbeer und sagt sich: der hätte das ganze Teufelszeug eigentlich doch noch besser gemacht.

Tatsächlich besser hat derartige Offenbach in seinem Opernwerk: „Hoffmanns Erzählungen“ gemacht. Die Erinnerung an dieses Werk, oder genauer an das Drama in ihm, drängt sich unabweisbar auf. Der arme und kranke Maler Konrad seufzt nach Geld und nach der Tänzerin Fiametta. Im Traum erscheinen ihm nun die vier Akte. Der Arzt und die Tänzerin werden ihm zu teuflischen Figuren, mit denen er in allen möglichen Situationen den kürzeren zieht, bis er endlich wieder aufwacht. Inzwischen haben die unaussähhbaren Verzweigungskünste der Opernkünste auf den Zuhörer vorausichtlich nicht so bequem eingewirkt, wie auf den armen Konrad. Wenn doch wenigstens aus der Silberglocke eine schöpferisch eigenartige Silberglockenmusik herausgezogen wäre! Diese Glocke bekommt nämlich

Konrad, um durch ihr Läuten Schätze Goldes zu finden, doch auf Kosten eines Menschenlebens.

Mehr als bei anderen dramatischen Musikwerken muß man bei einem solchen nach sogenannten schönen Stellen fragen. Das sind nun vor allem die verschiedenlichen Ballettänze, die Saint-Saëns so meisterhaft zu komponieren versteht. Ebenfalls bemerkenswert scheint uns die musikalische Darstellung der Verzweigungskünste Fiamettas zu sein. Mit dieser Figur haben die Librettisten und der Komponist ein Gebilde geschaffen, durch das nun doch über die alte Blödsinnigkeit der reinen Bewegungstänze hinausgegangen ist, wie dem hier überhaupt danach gestrebt wird, dem Inhalt etwas zu geben, daß man „vernünftige Klarheit“ nennen könnte. Sodann darf man verschiedenliche rührende oder leidenschaftliche Opernarien herausgreifen. Im ersten Akte singen zwei liebende Mädchen ein Gebet „O Mutter der Gnade“, mit dem dann im letzten Akte das Zurückkommen vom Traume zur Wirklichkeit begonnen wird. Neben dieser melodischen Arie stehen namentlich größere Verzweigungsmonologe und dergleichen von dem Maler Konrad. Dazwischen gibt es dann die obligaten Lieblichkeiten, die sich im dritten Akt nach dem Muster von „Leise zieht durch mein Gemüt“ entsprechend breit entfalten.

Alles in allem innerhalb eines längst als unselig erkannten Rahmens eine reichhaltige Kunstleistung! Der Direktion des Theaters gebührt aller Dank, daß sie uns in Verührung auch mit dem hält, was nun einmal zur Geschichte der Musik gehört. Das Publikum war von vornherein sozusagen nicht auf den Abend gestimmt. Vielleicht hätte selbst die vorher erhoffte Anwesenheit des Komponisten nicht viel mehr Besucher ins Theater gelockt. Schade um die hohen Einsätze, mit denen die Direktion den Daseinskampf einer Privat-Opernbühne führt.

Die Darstellung war tüchtig genug, daß sich schon um ihretwillen ein Besuch der weiteren Vorstellungen lohnt. Vor allem möchten wir die Ballettmeisterin Fernande Robertine nennen, die den choreographischen Teil des Ganzen leitete und sich durch ihre Wiedergabe der Fiametta als eine wirklich dramatisch intelligente Tänzkünstlerin erwies. Unter den Sängern war es in erster Reihe der Heldentenor José Claffen, der unsere Aufmerksamkeit von Anfang bis Ende fesselte. Neben diesem Darsteller des Malers Konrad sollte den Arzt (der dann als gespenstischer Doktor Spiridion auftritt) ursprünglich Herr Melms singen. Dieser erkrankte, und an seine Stelle wurde anscheinend im letzten Augenblick von anderswoher der Gast Hans Spies geholt. Auch dieser schlug sich durch das Kunterbunt trefflich durch. Mit einigen Einschränkungen bezüglich Gesangstechnik und insbesondere Aussprache nennen wir anerkennend den Vertreter einer hrischen Tenorrolle Johannes Reinhardt und die Darstellerin der Geliebten des Helden, Astrid Louis; auch Josefina Grinning führte eine ähnliche Rolle beachtenswert durch. Die Chöre sind im National-Theater bekanntlich recht gut, das Orchester im allgemeinen auch. Ob in dessen Leitung nicht noch mehr Feinheiten herauszubringen wären, ist für den Kritiker stets schwer zu sagen; wer weiß, welche Verhältnisse den Kapellmeister zwingen, froh zu sein, wenn es nur immer zusammengeht! sz.

**Notizen.**

— Bei den Leipziger Postämtern wurden im Jahre 1903 2½ Millionen Bücherpakete im Gewichte von 12 Millionen Kilogramm aufgegeben. —

— Ein sonderbarer literarischer Prozeß wird nach dem „B. Z.“ in nächster Zeit in Petersburg zur Verhandlung kommen. Eine junge Schriftstellerin hat ihren Verleger verklagt, weil er gegen ihren Willen das Bild einer halbnackten Frau auf dem Umschlag ihres Buches hatte anbringen lassen. —

— Das Lessing-Theater bereitet eine Aufführung von Ibsens dramatischer Dichtung „Peer Gint“ vor. Das Stück ist in Berlin noch niemals gegeben worden. —

— Gunnar Heibergs vieraktiges Schauspiel „Tragödie der Liebe“ erzielte bei der Erstaufführung im Nationaltheater zu Kristiania einen durchschlagenden Erfolg. —

— Antoine übernimmt die Direktion des vom französischen Staate subventionierten Déon-Theaters in Paris. —

— 72 Verlagsfirmen haben sich bereit erklärt, ihre Verlagswerke kostenlos der geplanten Reichs-Musikbibliothek zur Verfügung zu stellen. —

— Wolf-Ferraris' Oper „Die neugierigen Frauen“ hat auch in Düsseldorf großen Erfolg gehabt. —

— Bei Cassirer wird am 20. Januar eine Leistikow-Ausstellung eröffnet. —

— Auf der Sonne ist gegenwärtig ein Fleckenmaximum eingetreten. Insbesondere erregen im Augenblick drei mächtige, nebeneinander befindliche Flecken, welche fast in der Mitte der Sonnenscheibe stehen, die Aufmerksamkeit. —

— In der Nähe von Dikusz (Gouvernement Kielce, Russisch-Polen) sind bedeutende Eisenerzlager entdeckt worden. Erzproben weisen 42 Proz. Eisengehalt auf. —

— Ein Schildbürgerstreich wird aus Dsnabrick berichtet. Dort hatte das Stadtbauamt unzulässigerweise an einem öffentlichen Wege einen Staheldraht ziehen lassen. Er mußte wieder entfernt werden. Was tat man? Man schickte einige Arbeiter mit Aneisangen hinaus und ließ sie drei Tage lang die Staheln einzeln abzwicken. —